

Franz Küberl

„Unten, draußen, weg vom Fenster“ – Scheitern in der Erfolgsgesellschaft

Erfahrungs- und Gedankensplitter aus dem Caritasmilieu

◆ Es gibt gewiss nicht viele Menschen, denen menschliches Scheitern, sei es durch Unglück, Katastrophen, gesellschaftliche Umstände oder auch durch persönliche Schuld, in so geballter und vielfältiger Weise zu Augen und Ohren kommt wie dem Autor dieses Beitrags, dem Präsidenten der Caritas Österreich, seit kurzem Ehrendoktor der Kath.-Theol. Privatuniversität Linz. Sein Beitrag ist daher geprägt von spürbarer Leidenschaft, welche die Leserinnen und Leser anhand von zahlreichen Beispielen nicht nur aufrütteln, sondern auch dazu ermuntern will, den Notfällen der Mitmenschen nicht aus dem Weg zu gehen. (Redaktion)

Caritas-Tun bedeutet Begegnung mit Menschen, die selbst tiefe Erfahrungen des Scheiterns gemacht haben: Scheitern an gesellschaftlichen Strukturen, Scheitern im immer schnelleren Getriebe des Arbeitsmarktes, Scheitern in persönlichen Beziehungen, Scheitern an eigenen Unzulänglichkeiten. Es kennt aber auch die Begegnung mit Menschen, die Opfer des Scheiterns anderer geworden sind: durch Gewalt, einen Unfall, durch die Pleite des Unternehmens, in dem man jahrzehntelang tätig war. Vielleicht auch gescheitert an den Ansprüchen anderer. Diese Liste ließe sich lange fortsetzen.

Dennoch: Scheitern heißt nicht gleich: Gescheitert-sein. Wer stolpert, muss noch nicht liegen bleiben und aufgeben. Das „Warum?“ oder das „Warum ich?“ sind da oft eine Kampfansage an das (eigene) Schicksal. Der Schritt vom Scheiternden zum Gescheiterten ist vielmehr jener, wo Menschen die Kraft ausgeht, wo der Le-

bensmut schwindet und das lange Ringen unter Druck zu Zermürbung und Selbstaufgabe geführt haben.

Konkret: Von welchen Menschen reden wir eigentlich?

Frau N. wurde 1994 von ihrem Mann, der sie psychisch und körperlich misshandelte, geschieden. Während dieser Zeit stand sie in einer Berufsausbildung „Grafik und Design“. Sie hatte kaum Geld, befand sich in einem sehr schlechten psychischen Zustand und war sowohl auf Unterstützung der Caritas wie auch auf jene der Sozialhilfe (nach einer Intervention durch die Caritas) angewiesen. Vom Ex-Mann, der selbst kein Einkommen hatte, konnte/wollte sie keinen Unterhalt beanspruchen.

Frau N. fand schließlich eine Stelle als Grafikerin bei einer Firma. Ihre kreativen Fähigkeiten brachte sie immer weiter zur Entfaltung (Ausbildung und Lehre bei namhaften Künstlern). In ihren Bildern verarbeitete sie großteils religiöse Themen.

Zu einem neuerlichen sozialen Einbruch kam es aufgrund eines leichten Schlaganfalls. Sie verlor ihren Job, musste sämtliche Wertgegenstände verkaufen, um die zum Teil alternativen (das heißt nicht von der Kasse übernommenen) medizinischen Behandlungen bezahlen zu können. Daraufhin konnte sie sich die Wohnung nicht mehr leisten, zog in ein Zimmer bei einer Bekannten um, wofür sie nur 100 Euro bezahlen musste.

Trotz intensivster Arbeitssuche konnte sie keine neue Stelle finden. Nach etwa einem Jahr meldete die Bekannte Eigenbedarf für dieses Zimmer an, und Frau N. war, wie sie selbst sagte, „in der Bedrängnis, ohne ein Zuhause zu sein und die mühevoll erarbeiteten Aktivitäten aufgeben zu müssen“.

Frau N. befand sich wieder in einem psychischen Ausnahmezustand. Allein ihr Wille, die Situation aus eigener Kraft und Disziplin zu meistern, hielt sie aufrecht. Diese Kraft schöpfte sie aus ihrer tiefen Glaubensverbundenheit und aus ihrer künstlerischen Beschäftigung. Mit Hilfe der Pfarrcaritas, einer Erntedankspende und aus den Mitteln der Diözesancaritas konnte die Anmietung einer leistbaren Wohnung finanziert werden. Frau N. gelang es, einige Bilder zu verkaufen, Ausstellungen zu organisieren und schließlich eine geringfügige Beschäftigung zu finden. Ihr Credo, eigentlich ihr Lebensbekenntnis war: „Ich muss es selber schaffen; ich kann keine Hilfe annehmen“.

Frau N. steht für viele vergleichbare Menschen in sehr bedrückenden Lebenssituationen; eigentlich können sie nur daran verzweifeln, dass sie trotz ungeheurer Kraftanstrengungen wie in einem Hams-terrad unterwegs sind und dabei auf der Stelle treten.

Leben am Rande der Gesellschaft heißt: Einsamkeit

Viele Menschen, die diese existenziellen Erfahrung des Scheiterns des eigenen Lebensentwurfs durchgemacht haben, beginnen sich von der Realität abzuschließen, um sich zu schützen. Die „Gesellschaft“ bedeutet für fast alle etwas, das ganz weit weg und völlig ohne Verständnis für ihre eigene Realität ist: eine ebenso unbeeinflussbare wie unerreichbare Silhouette, in der Märchenfiguren leben. Obwohl es diese Menschen tatsächlich gibt, stehen sie ihnen doch irgendwie unwirklich gegenüber – ganz allein und einsam.

Caritas bedeutet Arbeit/Leben mit Menschen am Rande der Gesellschaft

Wo sind dann jene Orte, an denen man auftanken kann, wo findet man jene Menschen, die es vermögen, Kraft und Lebensmut zu spenden? Sie sind in jenen „Institutionen“ anzutreffen, die gerade an diesen Lebenswenden oder besser oft Lebens(ab)brüchen notwendend und perspektivengebend sein wollen und können.

Als „Caritas“ versuchen wir an vielen Orten „Notwenderin“ zu sein. Wenn Menschen in unsere Beratungsstellen und Schutz-Häuser kommen, sind sie bereits meistens durch sehr viele öffentliche und private soziale Netze gerutscht. Aufgabe der Caritas ist es daher nicht nur, selbst zu versuchen, das letzte Netz am äußersten Rand der Gesellschaft zu sein (und angesichts der Unbewältigbarkeit dieser Aufgabe in unserer Weltgesellschaft an den eigenen Ansprüchen selbst immer wieder zu scheitern), sondern ebenso jene öffentlichen und privaten sozialen Netzwerke zu stärken, damit Menschen, wenn sie stolpern, möglichst schnell wieder auf die Beine kommen.

Leben am Rande der Gesellschaft heißt: Scheitern an äußeren Umständen

Vor einigen Monaten war ich in Indonesien, genauer gesagt, in der Provinz Aceh auf Sumatra. Ein Katastrophengebiet, getroffen vom Tsunami am 26. Dezember 2004. Wie vom Rasiermesser durchgeschnitten, so sehen die Küstenstreifen aus. Möglicherweise 200.000 Tote, viele Hunderttausende Hinterbliebene, Betroffene, die mit dem Leben davongekommen sind. Ich habe mit einigen dieser vor den Scherben ihres Lebens stehenden Menschen gesprochen. Beispielsweise mit einem Bürgermeister: Alle seine fünf Kinder sind umgekommen. Der Schmerz hat seine Frau sie sprachlos gemacht. Sie bringt noch immer keinen zusammenhängenden Satz zustande.

Dann treffe ich einen anderen Mann. Er erzählt mir, dass zwei seiner Kinder, seine Mutter, seine Schwiegermutter und eine Cousine durch den Tsunami umgekommen sind. Sein Haus, seine Arbeitskleidung, seine Tätigkeitsunterlagen, alles hat die Flut weggeschwemmt. Sicher, auch bei bester Vorhersage und besten Frühwarnsystemen wäre diese urgewaltliche Wucht so über Sumatra gekommen, dass es Tote gegeben hätte. Aber über 200.000 und mit diesen Zukunftszerstörungen? – Nein! Wenn den Regierenden die Menschen dieser Region nicht so gleichgültig gewesen wären, wäre die Katastrophe nicht so über die Menschen hereingebrochen. Woran sind sie gescheitert – an der Natur, an den Oberen, an der Missverwaltung?

Ein Mann aus Sri Lanka, seit 1991 in Österreich, erzählt mir seine Geschichte. Nach dem Besuch einer Hotelfachschule war er in seiner Heimat im Management von Gastbetrieben tätig. Er hatte einen Sta-

tus erreicht, der ihm eine gewisse Sicherheit bot. In Österreich hingegen musste er als Konventionsflüchtling ganz unten anfangen. Die zentrale Botschaft, die er von privater Seite genauso wie vom Arbeitsamt immer wieder hörte, lautete: „Das schaffen Sie nicht“. Er war jedoch „getrieben“ davon, dass er es schon einmal geschafft hatte, also musste es noch einmal gehen. Was war sein „Trick“? Lernen, lernen, lernen und kreativ sein, mit Energie, innerer Stärke und „Empowerment“. Als Buddhist sagt er über seine religiöse Überzeugung, dass Selbstvertrauen und Selbstbewusstsein die Grundlagen seien, aus denen dann ungeheurer Lernwille komme.

Er war ausschließlich auf sich konzentriert – die „Gesellschaft“ war bloß das Amtliche; sein Anliegen war es, zu beweisen, dass er etwas zusammenbringt – auch wenn ihm ständig vermittelt wurde, dass das, was er wolle, nicht gehen werde. Nie hatte er die Erfahrung gemacht, dass ihm irgendwer aus der „Gesellschaft“ einen gangbaren Weg hätte zeigen wollen oder können. Er verfolgte daher allein eine Strategie, er musste und wollte die Beamten von seinem Können überzeugen, und es gelang ihm auch.

Leben am Rande heißt auch: Scheitern am eigenen Leben

Selbstverständlich kann man auch am eigenen Leben scheitern, indem man etwas falsch macht und dadurch andere Menschen beschädigt. Die eigene Unachtsamkeit kann andere sogar das Leben kosten. Aber es wird auch mit der eigenen Lebenssituation gehadert: Zwar bin ich nicht schuldhaft gescheitert, doch frage ich mich, warum es ausgerechnet mir so dreckig, schlecht, mies geht ... Wie könnte man die unvermeidliche Unvollkommen-

heit von uns Menschen richtig benennen? Wieviel misslingt notgedrungen, weil wir ja nicht allmächtig sind, und wieviel liegt tatsächlich an uns selbst, in unserer Verantwortung?

Arbeit/Leben mit Menschen am Rande der Gesellschaft heißt: Auswege suchen

Gemeinsam mit den betroffenen Menschen Auswege aus dem Scheitern zu suchen, heißt zunächst: stützen und helfen, damit sie mit widrigen Situationen des Lebens fertig werden, aber auch dazulernen und neu durchstarten können. Das Caritas-Prinzip ist klar: Zumindest eine nächste Stufe auf der unendlichen Aufstiegsskala des Lebens sollen sie erklimmen können. Wenn zwei oder drei Stufen gelingen, umso besser. Als „Bautrupp der kommenden Welt“ messen wir der Weg, den wir an der Seite der Menschen gehen, am Kern der Sache.

Und dieser Kern der Sache ist: Den Menschen nahe zu sein, die Hoffnung brauchen, und zwar:

- menschlich: schätzend, einfühlsam
- effektiv: klug, rasch, kostenbewusst, qualitativ
- einladend: familiäre Zusammenhänge sehen, Freunde und „Fremde“ einbeziehend, Netzwerke flechtend ...
- wegbereitend: das Sinngehäuse und den göttlichen Funken erahnen
- hilfreich: die Nöte der Situation bewältigen helfen
- entfaltend: Fähigkeiten, Ressourcen, Talente fördern und ausbauen
- zukunftsöffnend: Freiheit, Verantwortung, Sicherheit andeutend

Leben am Rande der Gesellschaft heißt: Ernüchterung

Der Blick von „unten“, von Menschen in Not, auf „die Gesellschaft“ ist ein sehr nüchterner: „Die Gesellschaft ist ein Dschungel, durch den du durch musst. Dass man etwas beitragen darf, um nicht nur von anderen abhängig zu sein, dass man also arbeiten kann, um sich selbst ernähren zu können, das musst du dir erst gegen diese Gesellschaft erkämpfen. Ohne Arbeit bist du nichts, es ist dir alles verwehrt. Du kannst noch so viel Potenzial in dir haben, wenn dir der Status fehlt, fehlt dir alles.“

In einem AsylwerberInnenheim wohnen 170 Menschen, Frauen, Männer, Kinder, Eheleute, Eltern, Alleinstehende. Der Wahrheitsgehalt der Beschreibung von vorhin multipliziert sich hier ins Vielfache. An diesem Ort leben 170 Personen in einem für sie undurchdringlichen Dickicht gleich einem Dschungel, der für uns Gesellschaft heißt.

Den Helfern gehen in solchen Situationen die Argumente aus, weil Almosengeben-Müssen gegen Nützlich-Sein-Dürfen steht. Die Helfer selbst spüren, dass Betreute und Betreuer in der Luft hängen. Trotzdem will man mithelfen, dass jene, die ganz unten sind, wenigstens eine Stufe höher auf der sozialen Leiter kommen können.

Leben am Rande heißt: bedrängt, unterdrückt, geknechtet zu werden

Es ist erschreckend, wie viele Menschen nichts dabei finden oder es persönlich brauchen, auf anderen Menschen zu knien, sie zu erniedrigen, missbrauchen, schlagen, foltern, auszunehmen und aus-

zubeuten. Das kann scheinbar harmlos beginnen (der Mann entscheidet in der Familie über die Automarke, die Frau über den Ankauf der Zwiebelsorte...), es kann entsetzlich werden und reicht dann von individueller Gewaltausübung etwa gegenüber Kindern (wer weiß, was in diesen Kindern dabei vorgeht?) bis zu organisierter Unterdrückung und Folterung, wie sie in der Nachbarschaft Europas auch heute entsetzliche Selbstverständlichkeit ist.

Leben am Rande der Gesellschaft heißt: Hoffnung

„Hoffen ist urmenschlich. Kein Mensch kann ohne Hoffnung leben. Hoffnung ist auf die Zukunft gerichtete Erwartung, dass das öde Einerlei und die Last des Alltags, die Ungleichheit und die Ungerechtigkeit der Welt, die Wirklichkeit des Bösen und des Leidens nicht das letzte Wort haben und nicht die letzte Wirklichkeit sind“, steht im Katholischen Erwachsenenkatechismus.

Menschen, die sich an die Caritas wenden, haben konkrete Hoffnungen und Erwartungen, weil die Sehnsucht, die eigene Hoffnungslosigkeit, Menschenverlassenheit und Sinnleere überwinden zu können, praktisch immer intakt ist.

Die Caritas ist so Vermittlerin zwischen Hoffnungsbesitzenden und Hoffnungsarmen, also Reichen und Ärmern, Gesunden und Kranken, zwischen Schnelleren und Langsameren, Jüngeren und Älteren ... sie ist Anwenderin des spirituellen und gesellschaftlichen Wissens zur Überwindung von Hoffnungslosigkeit. „Caritas ist nicht Ausübung eines dumpfen Gefühls, sondern Caritas ist Kunst, ist Wissenschaft“, sagt Lorenz Werthmann, Gründungsprälat des deutschen Caritasverbandes.

Arbeit/Leben mit Menschen am Rande der Gesellschaft heißt: den Menschen als Gesamtkunstwerk begreifen

Das Gesamtkunstwerk Mensch ist das wichtigste und schönste Bauwerk Gottes. Es ist die Spitze der Schöpfung. Der Mensch ist geschaffen worden nach dem Bild Gottes. Natürlich haben nicht nur die Religionen, sondern auch alle Philosophen ihre Positionierung dieses Gesamtkunstwerkes vorgenommen und bezeichnen es als „erkennendes Subjekt“ (Descartes), „sorgende Existenz“ (Heidegger), „erkennender, wollender, fühlender Geist“ (Blaise Pascal), „integrales Bewusstsein über Materialismus und Rationalismus hinaus“ (Jean Gebser).

Möglicherweise wissen viele der Betroffenen, von denen hier die Rede ist, nichts von diesen theologischen und philosophischen Überlegungen. Aber es soll uns bewusst sein: Scheitern geschieht individuell. Was für den einen entsetzlich ist, ist für den anderen ein „Lercherl“ (eine federleichte Kleinigkeit). Der eine fühlt sich bereits ausgeschlossen, der andere sieht sich trotz großer Lebensdellen noch mitten in der Gesellschaft. Wenn Menschen meinen, nichts mehr zu verlieren zu haben, ist eine große Kraft des Zuspruchs notwendig, damit sie zu Recht das Gefühl aufbringen, als Menschen noch beziehungsweise wieder dabei zu sein.

Leben am Rande der Gesellschaft heißt: Rückzug und Angst vor Gesichtsverlust

Es ist erstaunlich, wie viel Ermutigung es für einzelne Menschen bedeutet, einmal nur kurzfristig zu leben, zu denken und zu handeln.

In gebrochenen Situationen ist es leichter, wenn man nur für sich Verantwortung tragen muss; schwieriger wird es, wenn man Kinder hat. Der Druck, der auf Eltern lastet, die „ganz unten“ angekommen sind und trotzdem für ihre Kinder eine bessere Zukunft haben wollen, ist enorm. Die äußeren Anzeichen bestehen darin, zornig zu sein, sich zurückzuziehen, gleichgültig zu sein, zu verzweifeln oder zu resignieren. Sie fühlen sich ausgestoßen, ausgeschlossen von eigener Handlungsfähigkeit und der persönlichen Freiheit zu halbwegs selbstständigem Tun.

Daraus entsteht dann die Angst vor dem Gesichtsverlust – in den Augen der Kinder, der Verwandten, vor Gott. Es ist die Angst, als ein „Versager“ zu gelten, obwohl nur das „Rundherum“ und „die Gesellschaft“ durch ihre Kälte und Uninteressiertheit, vielleicht auch bloß durch ihr Unvermögen versagt haben.

Es gibt nichts Erniedrigenderes für ein Kind, als von MitschülerInnen verspottet zu werden, gerade weil es seine Situation nicht erklären kann. Das spüren die Eltern natürlich ebenfalls, wenngleich sie es nicht immer sagen können.

Leben am Rande heißt: ungeheure Scham haben

Wenn man nichts hat, besteht eine sehr große Scham vor der eigenen Situation, und es ist sehr schwer, sich an die volle Wahrheit heranzutasten. Dann schläft man ein halbes Jahr in irgendeinem Winkel, ist arbeitslos, fühlt sich verloren; erst dann ist man so weit, sich jemandem anzuvertrauen. Ebenso groß ist die Scham, wenn es darum geht, sich und anderen einzugestehen, dass man jemanden braucht, um weiterzukommen. Es geht hier nicht um nicht an interventionserprobte Menschen, son-

dern beispielsweise um ältere Menschen, die nicht mehr für sich allein sorgen können und das erst langsam vor sich und anderen zugeben lernen müssen.

Arbeit/Leben mit Menschen am Rande der Gesellschaft heißt: Verantwortliche Freiheit

Ziel gesellschaftlichen Lebens aus der Perspektive der Caritas – zugleich das, was nach christlicher Glaubensüberzeugung Gott in der Schöpfung zu Grunde gelegt hat – ist es, die Verwirklichungschancen und Entfaltungsmöglichkeiten des Mensch-Seins in seiner Fülle und Universalität in Gemeinschaft zu realisieren.

Genau das christlich-jüdische Menschenbild, welches von der Universalität der Gotteskindschaft ausgeht, ist Grundlage für die Menschen- und Freiheitsrechte sowie Grundlage für das Streben nach einer Wirtschafts- und Sozialordnung, die eine Option für die Armen mit einschließt. Dies beinhaltet das Ziel, dass alle Menschen in einer Gesellschaft Verantwortung füreinander und für das gemeinsame Ganze übernehmen (können). Das II. Vatikanum hat der Freiheit der Gotteskindschaft die Türen geöffnet. Manchmal klemmen diese Türen allerdings, oder man hat auch Angst davor, diese Türen zu weit zu öffnen. Vielleicht braucht es eine neue „Theologie der Freiheit“, etwa angelehnt an Paulus – der ja deutlich macht, dass die Kinder Gottes zur Freiheit und nicht zur Knechtschaft berufen sind.

Was sind aber die Voraussetzungen, um Verantwortung übernehmen zu können? Der Wirtschaftsnobelpreisträger – Amartya Sen nennt gerade die „Freiheit“ selbst als wesentliche Grundvoraussetzung für die Übernahme von Verantwortung.

Erstaunlich ist, wie Jesus als großer Pädagoge den Respekt vor der Freiheit und den Respekt davor, dass die Menschen wissen (sollten?), was sie zu ihrer Entwicklung brauchen, mehrfach präzise formuliert. Man denke nur an die Begegnung mit dem Blinden von Jericho, beschrieben im Markusevangelium: „Was willst du, das ich dir tue?“ Eine Frage, die sich gerade Caritas-Leute immer wieder auf der Zunge und auf dem Herzen zergehen lassen müssen.

Das hier etwas predigthaft skizzierte Menschwerdungsprinzip Freiheit hat seine Berechtigung darin, dass Freiheitszufuhr in der täglichen Arbeit der Caritas – zumindest in homöopathischen Dosen – geschehen muss. Ob in der Hausordnung eines Obdachlosenheimes, in der Einzelfallhilfe, in der Arbeit einer Wohngemeinschaft – Freiheitsermöglichung muss überall spürbar sein.

Leben am Rande der Gesellschaft heißt: Verdrängen

Eine besondere Gruppe stellen jene Asylwerber dar, die ahnen oder wissen, dass ihr Gesuch abgelehnt werden wird. „Die Hoffnung stirbt zuletzt“, heißt es, weshalb diese Menschen bis zum Äußersten versuchen, hier bleiben zu können, schlimmstenfalls wollen sie untertauchen. Sie sind überzeugt davon, dass ihr Leben im Untergrund gar nicht so arg sein kann, wie es ein Leben in ihrer Heimat wäre.

Eine weitere typische Strategie ist das Aufbauen einer Scheinwelt. In diesem Fall geht es darum, der Mutter daheim in einem afrikanischen Land oder in Armenien Fotos mit Autos, Computern, Häusern, europäischen Freunden zu senden – eine Illusion von Erfolg wird vorgetäuscht. Die Angst vor dem Scheitern am Streben nach Vermögen, die Tatsache, nicht da-

bei zu sein in einem Land, in welchem es Ordnung, Sicherheit, Gesundheit und Wohlstand gibt, produziert solche Traumwelten.

Werden Menschen aus diesen Gründen kriminell, erkennen sie sich oft selbst nicht wieder, wenn sie aus dieser Scheinwelt auftauchen.

Leben am Rande der Gesellschaft heißt aber auch: ein geschärfter Blick

Diese Menschen am Rande besitzen aber auch einen geschärften Blick für die grassierende Verschwendung unserer Gesellschaft, wenn sie sehen, wie viel an Kleidung, Essen, Möbeln weggeworfen wird. Demgegenüber empfinden sie sich als „freier“, weil sie nicht an der herrschenden „Konsumitis“ teilnehmen müssen oder können, und dies ist ebenfalls ein Faktor, der viele vom Scheitern Bedrohte aufrecht hält – vom Asylwerber bis zum Obdachlosen.

Für die Gesellschaft wäre solch ein klarer Blick nötig: Der österreichische Sozialstaat ist „kerngesund“, im Sinne von: „im Kern gesund“. Doch an den Rändern franst er immer mehr aus. Ein geschärftes Verständnis für die Ursachen tut Not. Im eigenen Land betrifft dies: Ungerechtigkeit bei der Verteilung von Lebens-Chancen, ungleiche Startbedingungen, mangelnde Hilfe bei biografischen Brüchen, die alle treffen können, wie Unfall, Arbeitslosigkeit, schwere Krankheit, Todesfall, Familienzerfall. Weltweit sind die Ursachen beispielsweise Armut, Unterentwicklung, insuffiziente Staatsformen, Bildungsnotstand.

Arbeit/Leben mit Menschen am Rande der Gesellschaft heißt: produktiver Zorn

Die Arbeit mit Menschen am Rande der Gesellschaft lässt nicht kalt, sondern macht betroffen – und zornig. Zornig über Zustände, die entsetzlich sind, weil sie Leid produzieren. „Abschaffbares Leid abschaffen, nicht abschaffbares Leid, so gut es geht, mittragen“, hat Leopold Ungar, der langjährige österreichische Caritas-Präsident, zum Leitspruch für alle gemacht.

Ein Mann aus Nigeria beispielsweise erzählte mir, dass er Tischler lernen wollte. Ihm sei immer wieder gesagt worden, dass er „ein Hübscher mit einem Huscher“ (leichtem geistigen Defekt) sei. „Die wollten nicht, dass ich weiterkomme.“ Mehrmals sei sein Wunsch abgelehnt worden, dann setzte er energisch seinen Willen durch und begann die Lehre.

Der Blick von unten auf die Gesellschaft? Sich von Beratern abhängig zu fühlen, ist sehr hart, und die einzige Möglichkeit, sich dagegen zu wehren, besteht darin, andere davon zu überzeugen, dass man etwas wolle und auch etwas zusammenbringe.

Leben am Rande der Gesellschaft heißt: Neid und Konkurrenzdenken

Im Milieu der Menschen, die im sozialen Randbereich leben, gibt es natürlich ebenfalls Gewinner und Verlierer. Der Vergleich wird dann nicht mehr mit „der Gesellschaft“ gezogen, sondern untereinander. Es kommt so zu Neidkomplexen gegenüber „Gleichen“, die vermeintlich oder real mehr bekommen, und es gibt eigene, nur untereinander gelten Normen, („Gau-nerehrenwort“, Austragen und Klären von Konflikten...). Menschen an den äußers-

ten Rändern bilden eine eigene Gesellschaft, in der man schon aus Überlebensgründen vor allem sich selbst sieht – fallweise gegenseitige Hilfe nicht ausgeschlossen. Auch hier herrscht das eiserne Prinzip der besitzenden, hochmütigen Gesellschaft: „Was schaut für mich heraus?“

Leben am Rande der Gesellschaft heißt gleichzeitig: Solidarität

Dennoch, um keinen falschen Eindruck zu erwecken: Es gibt in diesen Milieus auch eine kräftige Portion an Mitmenschlichkeit, Nächstenliebe, Herzlichkeit. Nicht selten kommt es vor, dass jemand das Bisschen, das er – vielleicht mit Putzen – verdient, an jemanden weitergibt, der es noch dringender braucht. Nicht selten machen gerade jene Menschen, die selber kaum etwas haben – etwa MindestrentnerInnen, die sich im Winter entscheiden müssen, ob sie lieber weniger essen oder frieren –, nach einem Spendenaufruf für Erdbeben- oder Flutopfer als erste ein paar Euro locker. Diese Spende bedeutet für sie ein Vermögen und ist deshalb von unschätzbarem Wert.

Leben am Rande der Gesellschaft heißt: Sehnsucht

Am Rande der Gesellschaft besteht Sehnsucht nach Arbeit, Familie, materiellen Möglichkeiten, nach einem normalen Leben, nach Anerkennung durch eigene Leistung, nach demokratischer Lebensumgebung, nach einer guten Zukunft für die Kinder; Sehnsucht nach Reichtum und Unabhängigkeit von Caritas-Hilfe; Sehnsucht danach, geliebt zu werden, aus der Armut zu entkommen, nach Schwerelosigkeit und Beschwerdelosigkeit (krankheitsfrei, schmerzfrei sein wollen...); Seh-

sucht nach der Chance für einen zweiten Start im Leben, nach Vergebung, Verzeihung, Entkommen und Flucht (aus Beziehung, Armut, politischen Umständen...), nach Ungeschehen-machen; Sehnsucht nach Ruhe (vor Belästigung, Kindern, Lärm, Belastung...), nach Vergeltung, nach Vertreibung – oft wollen Arme noch Ärmere (Bettler, Afrikaner...) vertreiben –, nach Rollenwechsel (vom Unterdrückten zum Unterdrücker...), nach Macht (über Menschen, über Zugang zu Geld, in Beziehungen...).

Medard Kehl fokussiert in seiner „kulturellen Diakonie“ (die) drei Grundsehnsüchte der Menschen:

- Sehnsucht nach Geborgenheit,
- Sehnsucht, als Mensch unbedingte Anerkennung und Wertschätzung zu erfahren
- Sehnsucht nach tragfähigem Sinn im (bzw. durch das ganze) Leben

Diese drei Sehnsuchtsschichtungen begegnen mir in praktisch jedem Menschen. Und jeder Caritassuchende braucht wohl eine Antwort, besser Antwortversuche, damit Leben vollzogen werden kann. Faszinierend ist für mich in diesem Zusammenhang eine niederschwellige Spiritualität, die zum Greifen nahe sein kann. Es gelingt aber nicht immer, der Mutter Kirche die Werthaltigkeit dieser Spiritualitätsform als Glaubenszugang nahe zu bringen.

**Arbeit/Leben mit Menschen am Rande der Gesellschaft heißt:
Herausforderung zur Verbesserung der Welt**

Krieg, Hunger, Armut, Gewalt, Unterentwicklung sind Übel, die große Teile

der Welt in Erstickungsgefahr halten. Das geht auch uns an, und zur Herausforderung werden uns:

- das Bewusstsein, dass die Welt erst dann globalisiert ist, wenn die Lebensbedingungen der Menschen weltweit vergleichbar sind
- die Erkenntnis, dass es keinen ungestörten Fruchtgenuss des Reichtums gibt, sondern unsere Zukunft und die Zukunft unserer Kinder unter anderem davon abhängt, ob wir darauf achten, dass Handel, Urlaub, Konsum auch den Kriterien der Menschenrechte, der Arbeitsbedingungen und der gerechten Preise untergeordnet sind.
- Noch ist Umverteilung ein Schreckgespenst für jene, die meinen, ein Vorrecht auf ein Mehr an materiellen Gütern gepachtet zu haben. In Wirklichkeit hängt die Zukunft der Welt wohl ziemlich stark von der Einsicht ab, dass die Güter der Schöpfung allen gehören.
- Die Gewaltlosigkeit, die zwar Bergpredigtprinzip ist, – aber immer noch in der „Lieblichkeitsecke“ angeblich nicht ganz ernst zu nehmender Menschen angesiedelt wird.
- Das Erringen und Durchsetzen der Würde der Frau ist in unseren Breitengraden wenigstens ein Lippenbekenntnis, in vielen Ländern aber überhaupt nicht existent. Sie muss aber errungen, gewonnen und durchgesetzt werden.
- Das Eindämmen des Ökonomismus. Unser Leben steht nur auf zwei Beinen gut. Klarerweise braucht es materielle Voraussetzungen, damit man leben kann, es braucht aber auch immaterielle Voraussetzungen, die lebensspendend wirken.

In diesem Sinne wünsche ich der Gesellschaft, also uns allen: Nehmen wir gemeinsam diese Herausforderungen an, die uns das Leben an den ausgefransten Rändern stellt. Oft braucht es nur wenig Hilfe, damit Menschen, die ins Stolpern geraten sind, wieder aufstehen können.

Vielleicht bekommen Sie so wie ich einen Ruck, dass es sich rentiert, die Welt besser zu machen, weil es vielen, vielen Menschen besser gehen würde – weil dann soziales Scheitern ein Fremdwort werden

könnte, während das Gelingen des Lebens ein Mehrheitserlebnis für die Menschheit wäre...

Der Autor: *Franz Küberl, geb. 1953 in Graz, arbeitete bis 1993 als Generalsekretär der Katholischen Aktion Steiermark, bevor er 1994 zum Direktor der Caritas der Diözese Graz-Seckau bestellt wurde. Seit 1995 ist er Präsident der Caritas Österreich. 2005 wurde ihm das Ehrendoktorat der Theologie von der Katholisch-Theologischen Privatuniversität Linz verliehen.*